

Die Rechnung später

In Australien kassiert der Staat erst nach dem Studium

Ein gebührenfreies Studium zu ermöglichen, schrieb die Zeitung *The Australian* vorige Woche, sei in Deutschland einmal guter Brauch gewesen. Während viele Australier dieses Ideal bewundern, wollen sich deutsche Politiker nun aber am australischen Modell orientieren: In Hamburg planen CDU und Grüne, Studenten künftig erst nach dem Berufseinstieg zur Kasse zu bitten. Wer mehr als 30 000 Euro verdient, soll nachträglich 375 Euro pro Semester entrichten. Auch die CDU in Schleswig-Holstein liebäugelt mit diesem Konzept. Vorbild dafür ist Australiens „Higher Education Contribution Scheme“, kurz HECS, eingeführt vor fast 20 Jahren. Staatliche Kredite finanzieren dort die Gebühren vor. Die höchsten Gebühren fallen an Australiens Unis in Jura und Medizin an. Fachgebiete wie Pflegewissenschaften, in denen es einen Mangel gibt, sind günstiger. Befürworter sagen, niemand werde vom Studium abgehalten. Angus McFarland, Präsident der australischen Studentengewerkschaft, bezeichnet HECS hingegen als „dringend reformbedürftig“. Denn die Gebühren waren in der Amtszeit des im November abgewählten liberal-konservativen Premierministers John Howard drastisch gestiegen. Zahlten Studenten früher jährlich 1500 australische Dollar (umgerechnet etwa 900 Euro), sind mittlerweile, je nach Kurswahl, 4000 bis 8500 Dollar fällig. Wer gleich zahlt, erhält einen Rabatt von 20 Prozent. Doch viele Akademiker starten mit hohen Schulden ins Berufsleben.

Die nachgelagerten Gebühren bescheren dem Land beträchtliche Einnahmen; Grund dafür sind die zahlreichen Studenten aus dem Ausland. Die neue sozialdemokratische Bildungsministerin Julia Gillard will das System nun aber reformieren. Die Unis hätten sich in eine „babylonische Gefangenschaft“ von Studenten aus Übersee begeben, sagt Gillard. Akademische Standards seien preisgegeben worden. Auch die Finanzpläne des HECS gerieten zuletzt in eine Schiefelage. Wegen geringer Rückzahlungsquoten wurde die Einkommensschwelle, von der an Akademiker zahlen müssen, mehrmals gesenkt. JÖRG SCHMILEWSKI



In Hamburg gibt es Pläne, die Studiengebühren wie in Australien erst nach dem Abschluss zu verlangen. Foto: dpa

„Lehrer müssen Der Erziehungswissenschaftler Hans Brügelmann über

In den Schulen und in der deutschen Bildungspolitik spielen Leistungstests und Statistiken eine immer größere Rolle. Kinder sind aber mehr als die Summe ihrer Testwerte. Der Erziehungswissenschaftler Hans Brügelmann, Professor an der Universität Siegen, warnt davor, die Komplexität von Kindheit und Bildung auf ein paar Zahlen zu reduzieren.

SZ: Sie arbeiten als Schulpädagoge eng mit Kindheitsforschern zusammen. Was versprechen Sie sich davon?

Brügelmann: Pisa und andere Leistungsstudien sehen Kinder als Schüler, sie konzentrieren sich auf ihre fachlichen Leistungen. Damit wird die Lebenswelt von Kindern zu sehr auf bestimmte Ausschnitte verengt. Wir versuchen, Kinder als Personen wahrzunehmen.

SZ: Und was haben Sie in Ihren Studien herausgefunden? Dass jedes Kind anders ist, wissen Eltern doch schon lange.

Brügelmann: Aber handeln sie auch so? Schon die Leistungen variieren stark, je nach Situation und Aufgabentyp, oft auch nach der Stimmung, in der ein Kind gerade ist. Tests, das zeigen unsere Studien, sind auf ihre Weise genauso fehleranfällig wie Lehrerurteile. Manchmal erzielt dasselbe Kind im selben Test an verschiedenen Tagen ganz unterschiedliche Ergebnisse. Deshalb warne ich vor der Autorität punktueller Tests.

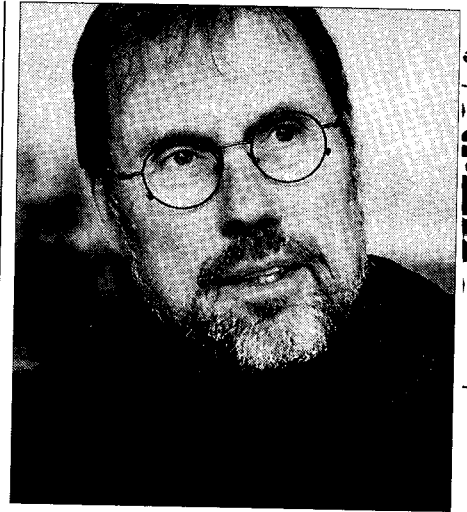
SZ: Pisa will ja auch nicht das einzelne Kind beurteilen, sondern allgemeine Aussagen treffen. Durch die große Zahl von Testpersonen gleichen sich individuelle Schwankungen aus.

Brügelmann: Richtig. Aber in der Folge von Pisa gibt es in den Schulen laufend „Lernstandserhebungen“, deren Werte auch für einzelne Klassen und Schüler Geltung beanspruchen. Als Warnlampen können solche Tests hilfreich sein, aber sie dürfen nicht als Expertenurteile missverstanden werden.

SZ: Sie betonen, dass Kinder vieles außerhalb der Schule lernen, in der Familie und in der Freizeit. Manche Forscher schätzen, drei Viertel dessen, was ein Mensch weiß und kann, sei außerhalb der Schule erworben worden.

Brügelmann: Und leider spielen diese Interessen und Fähigkeiten in der Schule meist keine Rolle. Wir haben Kinder erlebt, die viel Zeit mit Naturbeobachtung verbringen, andere mit Technik. Aber im Unterricht wurde das nicht wahrgenommen. Dann gibt es Kinder, die zu Hause gerne lesen oder rechnen, nicht aber in der Schule.

SZ: Lehrer ignorieren also oft die Interessen und Fähigkeiten des Kindes?



Brügelmann: Jedenfalls zu oft. Manche Kinder sind dann frustriert oder langweilen sich – selbst im Lieblingsfach. Sie gehen innerlich auf Distanz zur Schule.

SZ: Wie müssten Schulen sich verändern?

Brügelmann: Ich wünsche mir mehr Freiräume, in denen Kinder ihre Interessen entfalten können. Vielerorts müssen alle über mehrere Wochen hinweg die gleichen Texte lesen. Das kann manchmal anregend sein, aber warum beschränkt man sich nicht öfter auf ein gemeinsames Oberthema, zu dem jeder eine Lektüre wählen kann? Oder wenn man das Mittelalter behandelt: Warum soll nicht der eine zum Thema Ernährung, der andere zum Thema Musik oder Wohnen im Mittelalter recherchieren?

SZ: Mehr Demokratie in der Schule, mehr Beteiligung an der Auswahl von Unterrichtsinhalten. Das sind alte Forderungen. Ein Argument dagegen lautet, man dürfe es Kindern nicht überlassen, was sie lernen, sonst ende man im Chaos.

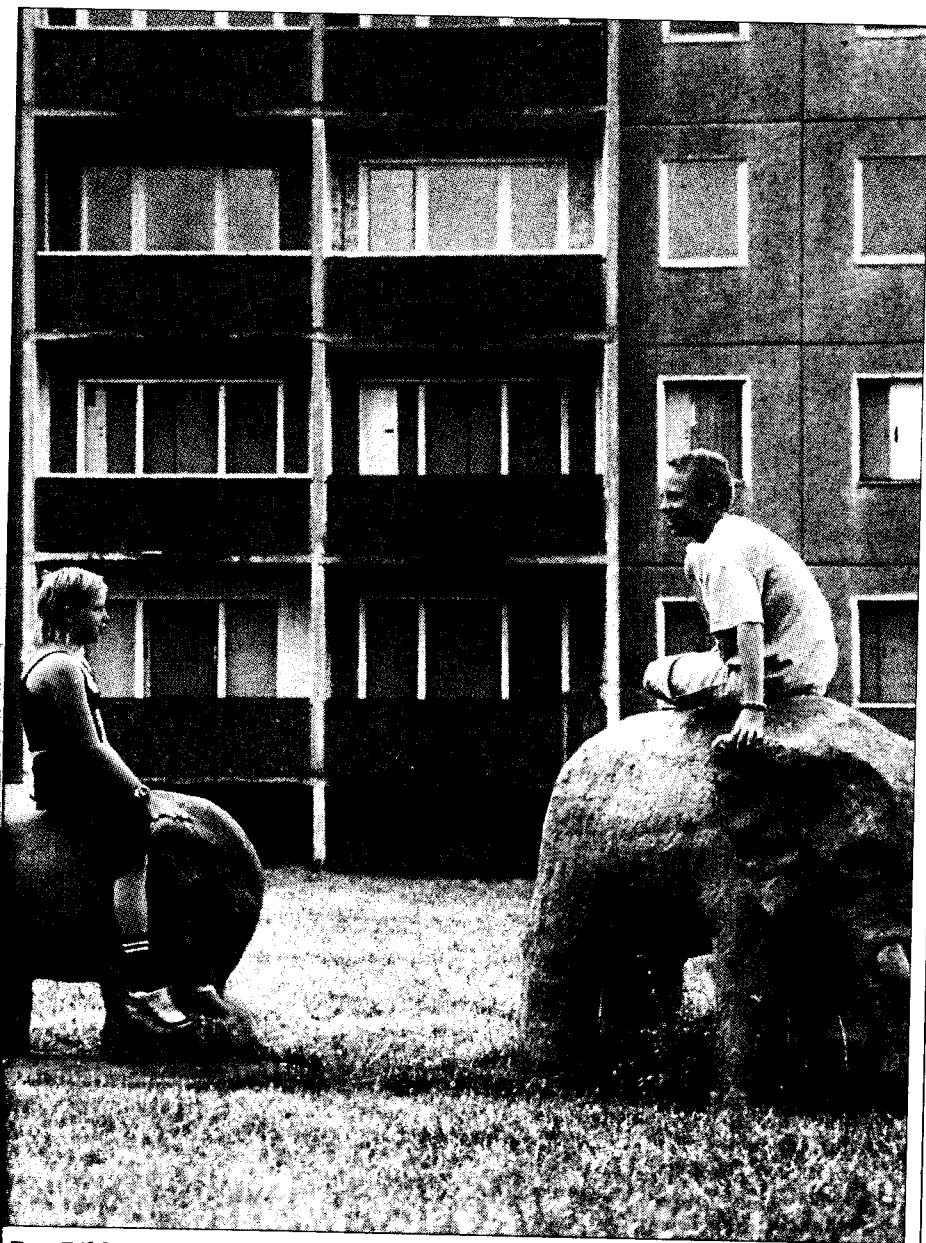
Brügelmann: Wenn die Lehrer mehr Individualität zulassen, werden sie nicht überflüssig. Sie regen an, sie fordern heraus, sie kritisieren und unterstützen die Kinder bei der selbständigen Arbeit. Und vergessen wir nicht das Korrektiv der anderen Kinder. Außerhalb der Schule eignen sich Jugendliche doch auch oft ganz erstaunliche Fähigkeiten an, allein oder gemeinsam mit Freunden – am Computer, im Sport, beim Musizieren oder beim Reparieren des Fahrrads.

SZ: In ausführlichen Fallstudien versucht Ihr Forschungsteam die Vielfalt der kindlichen Lebenswelt einzufangen. Welche Zerrbilder ärgern Sie denn?

Brügelmann: Ein Zerrbild ist die „Medienkindheit“. Zum Beispiel sehen Erwachsene mehr fern als Kinder. Sicher

mehr Individualität zulassen“

die vielfältige Lebenswelt von Kindern und den einförmigen Unterricht vieler Schulen



Das Bild vom Großstadtkind, das nicht rausgeht, ist falsch“: Bildungsforscher Hans Brügelmann (links) betont, Kinder und Jugendliche würden auch heute noch viel im Freien spielen und lernen.

Fotos: oh, Thielker/images.de

„Das Kind hinter Pisa“ – Studien der Uni Siegen

An der Universität Siegen arbeitet Hans Brügelmann in einem Team aus Pädagogen und Jugendsoziologen an einem facettenreichen Bild von Kindheit und Schule. Sein Credo: Jedes Kind, jeder Schüler ist anders. Die Wissenschaftler setzen deshalb nicht nur auf große, repräsentative Befragungen. Im Projekt „Lisa & Ko“ (Lernbiographien im schulischen und außerschulischen Kontext) begleiten Studenten und Wissenschaftler 5- bis 15-Jährige über einen längeren Zeitraum. So sind bereits etwa 200 detaillierte Fallstudien entstanden, in denen der Alltag und die Lebenswelt der Kinder nachgezeichnet werden. Dabei kombinieren die Siegener Forscher ihre Beobachtungen mit Leistungstests in Mathematik und Deutsch. Aus ihren Befragungen wissen sie, dass die meisten Kinder hohe Bildungsambitionen haben, schulisches Lernen aber oft als lästig empfinden. Viele Fähigkeiten werden in der Freizeit erworben. Schneidet ein Schüler in Tests gut ab, lässt sich daher auch nicht mit Sicherheit sagen, ob dies ein Erfolg seiner Lehrer ist.

SZ

sind Handys, Fernseher und Computer für viele Kinder wichtig. Aber das Lesen spielt weiterhin eine große Rolle. Basteln und Gesellschaftsspiele verschwinden ebenfalls nicht. Viel Zeit verbringen Kinder außerhalb des Hauses, in der Natur, auf dem Spielplatz. In öffentlichen Debatten dominiert das Bild des Großstadtkindes, das selten rausgeht. Die meisten Kinder leben aber gar nicht in einer Großstadt. Das Spielen auf der Straße und am Bach, das Bauen von Holzhütten – all das gibt es auch heute noch! Auch von der Intensität der sozialen Beziehungen waren wir überrascht. Großeltern zum Beispiel haben nach wie vor für das nicht-schulische Lernen, für Hobbys und Interessen der Kinder eine enorme Bedeutung.

SZ: Aber Ihre Studie ist streng genommen nicht repräsentativ.

Brügelmann: Uns geht es primär nicht um Häufigkeiten und Mittelwerte, sondern um die Vielfalt. Wir haben dafür die ganze Bandbreite sozialer Schichten abgedeckt. Ich bestreite ja nicht, dass es auch Kinder gibt, die fast nur daheim und vor dem PC hocken. Aber die Kindheit ist vielfältig.

SZ: Sie warnen davor, Kinder nur als Angehörige einer sozialen Kategorie zu sehen: als Unterschichten-Kind, Migranten-Kind, Einzelkind?

Brügelmann: Die Großstudien verführen dazu, Kinder als Angehörige einer Gruppe, als „Fall von“ wahrzunehmen. Aber Kinder müssen sich vom Lehrer als Person angenommen fühlen. Die Beziehung zum Lehrer ist dafür, wie gut Schülern ein Fach gefällt und ob sie sich auf die Anforderungen einlassen, oft wichtiger als das Interesse am Fach. Wenn Schüler merken, sie werden ernst genommen, ist viel gewonnen. Schule ist für sie vor allem als sozialer Ort bedeutsam.

SZ: Soziale Beziehungen und Sympathien lassen sich aber kaum steuern.

Brügelmann: Ja, aber neue Strukturen wie Ganztagschulen bieten die Chance, Zeit und Raum zu gewinnen für individuellere Lebens- und Arbeitsformen.

SZ: Besteht nicht die Gefahr, dass Ganztagschulen jene Vielfalt einebnen, die Sie in Ihren Studien in der Freizeit der Kinder gefunden haben?

Brügelmann: Diese Gefahr gibt es. Ganztagschulen dürfen eben nicht verdoppelte Halbtagschulen mit dem üblichen Unterricht sein. Wir brauchen andere Erfahrungsräume. Schulen dürfen sich vor Vielfalt und Individualität nicht fürchten. Sie sollten sie schätzen und pflegen.

Interview: Tanjev Schultz